

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 253.

Samstag, 16. September

1933.

Lutz sucht Braut für seinen Vater!

Roman von HANS HEUER

17. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Anton Eggebrecht war erst einmal sprachlos. Und als er die Gewalt über sein Sprachwerkzeug zurückerwonnen hatte, überprasselte den armen Lutz ein Donnerwetter, das für jeden anderen einen schönen, runden, glatten Beleidigungsprozeß ergeben hätte.

„Und du behauptest, kein Intrigant zu sein? Ein Erzgauner bist du, ein ganz geriebener, du Verbrecher! Ein . . . hm! also so etwas ist mir denn doch noch nicht vorgekommen! Verschleppt mich nach Potsdam, angeblich zu einer Spazierfahrt, macht dann eine Weltreise, anstatt schnurstracks nach Berlin zurückzukehren und zum Schluß bleibt sein . . . Klapperkasten stehen! Natürlich bleibt er gar nicht stehen, er könnte weiter, wenn du wolltest . . . aber du stellst dich hin und sagst: Er will nicht mehr! Du denkst selbstverständlich, ich durchschaue dich nicht . . . ich glaube dir, wenn du sagst: Der Motor ist kaputt! Der Motor ist nicht kaputt, sage ich dir! Du tust bloß so, als ob er kaputt wäre! Wenn du dich jetzt nicht auf der Stelle reinsetzt und mich bis punkt fünf Uhr nach Hause bringst, zerhaue ich dir deine blödsinnige „Alwine“, bis kein heiler Faden mehr an ihr ist!“

„Du hättest dich doch für den Reichstag aufstellen lassen sollen, Vater, als deine Parteifreunde damals in Schwedt das tun wollten! Ich hatte gar keine Ahnung, daß du ein so fabelhafter Redner bist! Und so kernig war die Rede! Nur der letzte Teil läßt der Vermutung Raum, daß dein Ausflug in die Gefilde der Unterwelt arge Spuren in bezug auf deine Benehmigkeit hinterlassen hat! Aber im Ernst . . . mit „Alwine“ ist nichts anzufangen, wenn du auch das Gegenteil glaubst. Auch der beste Wagen hat mal 'was . . . und du weißt ja, so etwas kommt immer gerade dann, wenn man's nicht brauchen kann! Ich appelliere an dein Ehrgefühl, Vater . . . wir müssen „Alwine“ wieder auf die Beine helfen. Ich sehe mich ans Steuer und du schiebst . . .“

„Wenn du jetzt nicht mit deinen faulen Wiken aufhörst, Lutz, kannst du was erleben!“ schrie Anton Eggebrecht und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Seine etwas kurzen Beine trippelten aufgeregt an Ort und Stelle. „Ich muß um fünf Uhr zuhause sein und wenn . . .“

„ . . . und wenn's Schusterjungen regnet, meinst du?“ Lutz sah auf seine Uhr. „Hm! Unter den gegebenen Umständen ist das leider ganz unmöglich, Vater. Es ist jetzt halbfünf . . . eine halbe Stunde hast du zu laufen nach Großbeeren, von dort aus kannst du mit der Bahn fahren. Aber selbst wenn du Glück und gleich Anschluß hast, bist du vor halbsechs nicht in Berlin.“

„Um fünf Uhr holt mich Brigitte Stüwe von zuhause ab!“

„Wenn du in Berlin gleich ein Auto nimmst, bist du um sechs Uhr spätestens in Nachow. Die Ver-

spätung ist also nicht so gefährlich. Wenn ich ein junges Mädchen wäre, das einen Mann von Herzen liebt, würde ich gern eine Stunde warten . . .“

„Lutz, ich erwürge dich!“

„Das ist nach Paragraph 212 des Strafgesetzbuches vorwähliger Mord und wird mit dem Tode bestraft, Vater! Bei mildernden Umständen kannst du . . .“

„Himmelherrgottssakrament . . .“

„Wenn das die Burberg hören würde, wäre sie wieder beleidigt!“

„Was geht mich die Burbergen an! Ich will nach Berlin, aber schleunigst!“

Vielleicht hätte Anton Eggebrechts neu angelegte Rede noch einen beträchtlicheren Umfang angenommen als die erste, wenn nicht gerade jetzt hinter ihnen ein Auto aufgetaucht wäre, das in ziemlich gemächlichem Tempo daherkam. Möchte es nun sein, daß Anton Eggebrecht diese Familientragödie doch nicht vor der breiteren Öffentlichkeit abrollen lassen wollte oder daß er in dem nahenden Wagen die Möglichkeit einer Rettung witterte . . . er brach jedenfalls den Angriff auf seinen Sohn ab und sah sehnsüchtig dem Gefährt entgegen, das — zuverlässiger als „Alwine“ — ohne Störung seine Kilometer verzehrte.

Auch Lutz wandte sich einen Moment um. Plötzlich, als der Wagen dicht bei ihnen war, glitt über sein Gesicht ein freudiger Schimmer. Er hob die Hand — und das Auto hielt unmittelbar neben „Alwine“.

Eine Dame saß am Steuer. Eine Dame mit frischem hübschem Gesicht, mit lachendem Munde und einer kleinen hellen Kappe, die zu dem blühenden Frauenantlitz einen reizvollen Rahmen abgab.

„Guten Tag, Herr Eggebrecht!“ begrüßte sie Lutz und streckte ihm mit gutgepielter Überraschung die Hand entgegen. „Ich denke, Sie bauen schon tüchtig an meinem Häuschen, und dabei kampieren Sie hier auf der Landstraße, als ob Sie nichts zu tun hätten!“

„Mein Wagen hat es leider vorgezogen, Panne zu mimen, gnädige Frau. Gestatten Sie übrigens, daß ich Sie mit meinem Vater bekannt mache?“

Anton Eggebrecht glättete die Zornesfalten in seinem Gesicht und verbeugte sich.

Lucie Elmenhorst reichte auch ihm die weiche Hand und lächelte ihm zu, als bereite ihr die neue Bekanntschaft das allergrößte Vergnügen.

„Was ist denn mit Ihrem Wagen, Herr Eggebrecht?“ fragte sie dann wieder im Tone herzlicher Anteilnahme.

Lutz zuckte die Achseln.

„Ich glaube, der Zufall führt mich da als Retterin in den Weg. Hängen Sie sich hinten an . . . ich bringe Sie bis zur nächsten Reparaturwerkstatt!“

„Sehr liebenswürdig, gnädige Frau! Aber ich denke, mit einigem gütlichen Zureden werde ich meiner „Alwine“ schon klarmachen können, daß die Chaussee für ein anständiges junges Mädchen nicht das geeignete

Nachtquartier ist! Nur eine große Bitte hätte ich: Mein Vater hat um fünf Uhr eine außerordentlich wichtige Verabredung und droht mir mit ewiger Unnade, Enterbung und anderen unangenehmen Dingen, wenn er sie durch meine Schuld versäumt. . .

Lucie Elmenhorsts Blick ruhte mit Wohlgefallen auf der nicht unansehnlichen Gestalt Anton Eggebrechts, und ihr Lächeln war entzückender denn je.

„Wenn ich Ihnen helfen kann, Herr Eggebrecht?“ wandte sie sich an den Senior. „Und wenn Sie sich meinem Wagen anvertrauen wollen, der Sie sicher und rechtzeitig ans Ziel bringen wird. . .“

Anton Eggebrecht dachte nur an Git Stüwe und seine Verabredung mit ihr, atmete befreit auf, machte ein paar Verbeugungen, die sein Einverständnis bekunden sollten, warf seinem Sohn einen triumphierenden Blick zu, der zu sagen schien: „Siehst du, mein Junge, da bist du mit deinen Kinderlischen mal gründlich hinten runtergerutscht — ätsch!“ — und nahm das freundliche Angebot an.

Er stieg ein. Lucie Elmenhorst nickte dem Architekten zu, kniff dabei ihrer Gewohnheit gemäß das linke Auge ein wenig zusammen, Luz antwortete mit plinkerndem rechten Auge, dann fuhr Lucie Elmenhorst mit ihrem „Opfer“ in Richtung Großbeeren davon.

Luz Eggebrecht blieb zurück, zündete sich mit genüssiger Behaglichkeit eine Zigarette an, dem in der Ferne entweichenden Wagen nachschauend und lachte. . .

„Frau Elmenhorst“, dachte er, „Frau Elmenhorst ist eine Frau, mit der sich mein alter Herr sehen lassen kann! Sie hat Humor, ist für einen guten Scherz zu haben und kann einen Mann sicher und fest in der Kandare halten, wenn sie ihn erst mal hat! Sie sieht passabel. . . nein, sie sieht großartig aus. Und Anton Eggebrecht kann mir auf den Knien danken, wenn er ein solches Juwel bekommt! Es ist zwar ein absonderlicher, aber glücklicher Einfall gewesen, ihr von ihm zu erzählen. Aber daß meine Suche nach einer Braut für meinen Vater so überraschend schnell von Erfolg gekrönt wurde, will ich als günstiges Omen für einen zufriedenstellenden Ausgang nehmen!“

Nachdem Luz das Ende gedacht hatte, kletterte er kreuzfidel wieder in den „Sattel“ „Alwinens“, machte es sich recht bequem und — fuhr weiter.

„Alwinens“ unfreiwilliger Streik war glänzend, mit erfülltstem Zweck zusammengebrochen!

14.

Luz Eggebrecht hatte in dem Kampf um die Befreiung seines Vaters aus Git Stüwes reizenden Fingerringen einen Verbündeten, von dem er noch nichts wußte. Dieser Verbündete vertrat den gleichen Grundsatz wie er: Eine Heirat zwischen einem Mann in den hohen Fünzigern und einem jungen Mädchen ist ein Unding, das auf jeden Fall einen katastrophalen Ausgang nehmen mußte.

Das hatte er ihr auch in längerer, argumentenreicher Rede auseinandergelegt, mußte jedoch erkennen, daß Argumente im Kampf mit einer Frau schlechte Waffen waren, die von ihr mit einer Handbewegung weggewischt wurden.

„Du hast mir vor noch gar nicht zu langer Zeit einmal erklärt“, sagte Heinz Torsten, „daß du nur einen Mann heiraten würdest, der groß, stark und jung. . . kurz: ein richtiger Mann wäre! Und jetzt kommst du plötzlich mit dieser kaltwasserheilanstaltsreifen Idee, einen alten Knacker heiraten zu wollen, der schon am Start keine Puste mehr hat!“

Git Stüwe hatte darauf den Zeigefinger ihrer rechten Hand auf die Nasenspitze gelegt, diese selbstverständlich ganz niedliche Nasenspitze fest nach oben gedrückt und dem heimlich Verbündeten Luzens so ihre Mißachtung zum Ausdruck gebracht.

„Erstens, mein lieber Heinz, geht dich das garnichts an, was ich tue. Und wenn ich Rabindranath Tagore heiraten würde, könntest du auch nichts dagegen machen!

Zweitens habe ich zwar einmal vor einem halben Jahre behauptet, mein Zukünftiger müsse groß, stark und jung sein. . . aber das war eben vor einem halben Jahre. In einem halben Jahre wird man doch wenigstens einmal seine Ansicht ändern dürfen! Wenn nicht, hätte das ganze Leben keinen Reiz mehr für mich! Und drittens bin ich noch nicht mit ihm verheiratet. Sollte es jedoch dazu kommen, verspreche ich dir einen zwar pflichten- und rechtlosen, aber um so angenehmeren Hausfreundposten bei mir! Das müßte dich doch eigentlich mit der Angelegenheit ausföhnen!“

Es jöhnte ihn nicht aus. Da sein Vorstoß erfolglos blieb, sah er sich nach einer Hilfe um und verfiel dabei auf Luz Eggebrecht.

So war es also zu erklären, daß er eines Morgens im Büro des Architekten auftauchte, um ihn zur Gründung eines „Vereins zur Verhinderung einer Heirat zwischen Git Stüwe und Anton Eggebrecht“ aufzufordern.

Leider traf er Luz nicht an.

Dafür empfing Else Marschner den eleganten 800- und 1500-Meter-Weltrekordmann Heinz Torsten mit der Höflichkeit, die bei einem Manne, der in einem unerhörten Wagen vorfährt, angebracht ist. Solche Besuche in einem Architektenbüro lassen Hoffnungen ausblühen zwischen einem bescheidenen Dreizimmerhäuschen und einem zwanzigzimmerigen Prokopalast.

Wenn man anstatt von einem mindestens 1,90 Meter messenden Vertreter mehr oder weniger edler Männlichkeit von einem ganz ausnehmenden hübschen und bezaubernden Wesen weiblicher Gattung empfangen wird, hat man auch als Sports- und Weltrekordmann die Verpflichtung, diesem ausnehmend hübschen und bezaubernden Wesen mit der gehörigen Portion Liebenswürdigkeit entgegenzutreten.

Und als Else Marschner dem eleganten Besucher mit einer freundlichen Geste einen Sessel anbot, unter Hinweis darauf, daß der Herr Architekt Eggebrecht jeden Augenblick erscheinen müsse, hatte Heinz Torsten nichts dagegen einzuwenden. Ja, fünf Minuten später (er hatte diese fünf Minuten damit ausgefüllt, Else Marschner einer eingehenden Musterung zu unterziehen!) wünschte er aus ehrlichem Herzen, der Riese Eggebrecht möge mit seiner schnurrigen „Alwine“ unterwegs eine Panne erleiden, die ihn noch zwei bis drei Stunden fernhalte.

Er unterhielt sich mit Else Marschner. Er unterhielt sich ausgiebig mit ihr. Er unterhielt sich so ausgiebig mit ihr, daß er zuletzt den Zweck seines Besuches ganz vergessen hatte und sich tatsächlich einbildete, nur dieses hübschen und bezaubernden Wesens wegen gekommen zu sein!

Natürlich gehörte Heinz Torsten nicht zu der Kategorie von Männern, die in jedem weiblichen Lebewesen unter fünfundzwanzig eine göttliche Offenbarung sehen, die man unbedingt näher in Augenschein nehmen müsse. Torsten war ein solider junger Mann, wie es sich für einen Mann mit Weltrekorden gehörte. Er kannte eine große Anzahl von jungen Damen. Aber mit all diesen Damen verband ihn streng genommen nur ein rein sportliches Interesse. Auch Git Stüwe gehörte dazu, wobei allerdings betont werden muß, daß bei ihr zu dem sportlichen noch das freundschaftliche Interesse kam, weil er in ihr ein lebendiges, sprühendes, besonders gutgewachsenes Menschentum verehrte.

Aber Git Stüwe war blond. Blond war zwar aus wissenschaftlich noch immer nicht geklärten Gründen seit Jahren die große Mode, blond war die Farbe, um deren Erlangung sich manche Frauen den unerquidlichsten Prozeduren unterwarfen, blond in allen Schattierungen — von Platin über Wasserstoffsuperoxyd bis Gold — bligte und funkelte den Männern in die Augen und verleitete sie zu possierlichen und unpossierlichen Kopfsprünge in große und kleine Abenteuer.

(Fortsetzung folgt.)

Braunwerden.

Nir gegenüberstehend in einem Liegestuhl auf dem Sonnenplatz unterm Nussbaum brach das ebenso schöne wie moderne und zum Überfluß sogar kluge Mädchen unversehens in den Ausruf aus: „Eigentlich ist es ein Blödsinn!“

Sie lag da, einen Rest von Badeanzug am Leib, schief auf dem Kopf jene weiße Mütze, die teils an Konditorlehting, teils an amerikanische Matrosen erinnert (beabsichtigt ist nur der Anflug an den Matrosen) — und ihr Gesicht trug unter der Sonne eine Maske aus Schweißperlen, nicht eigentlich tropfend, sondern starr, wie eben Masken sind und ebendeshalb (oder weil das Mädchen schön ist und klug) nicht ärgernisierend.

„Was ist ein Blödsinn?“

Sie hob ein wenig den Kopf, wodurch die Schweißmaske ein gewisses goldenes Glänzen annahm, und blinzelte mit den festgeschlossenen Augen ins Licht. „Daß man stundenlang so in der Sonne liegt, nur um braun zu werden. Eigentlich kommt nichts dabei heraus.“

„Nun —“, sagte ich und hatte ein schlechtes Gewissen, daß ich ausgerechnet gegen sie die Sitten der Moderne verteidigen sollte, „es ist eben so, daß uns allen gut gefällt, wenn jemand braun ist.“

Sie legte sich zurück, mit dem Behagen der gestreichelten Lieblingskatze. „Schön“, sagte sie. „Aber erstens sieht es keiner, wenn ich Kleider anhave, und zweitens vergeht es in vierzehn Tagen. Das nenne ich ein schlechtes Geschäft.“

Auf den ersten Punkt einzugehen, versagte ich mir. Den zweiten dagegen beantwortete ich in längerer Rede, angeregt und von Zeit zu Zeit angestachelt durch ein goldenes Gekunkel, das in dem Mastengesicht statthatte, wenn das Mädchen bei einer meiner Bemerkungen bestätigend die Stirn oder zweifelnd die Nase runzelte.

„Schlechtes Geschäft“, sagte ich, „damit haben wir ja den springenden Punkt. In unserer Zeit, die angeblich ganz auf den Erwerb gestellt ist, gibt es nämlich etwas, was gerade entgegengesetzt wirkt, etwas Verschwenderisches, Trokiges, man könnte es sogar ritterlich nennen, wenn es einen Sinn hätte und sich gegen einen Feind und Drachen richtete. Wir alle, und sogar der erbarmungsloseste Geschäftsmann und der unbändigste Freigeist, stehen unter einem Zwang, mit einem Teil von uns schlechte Geschäfte zu machen, unsinnige Kapitalanlagen. Das sind Dinge, nicht wahr, die nicht eigentlich mit der Mode zu tun haben. Die Mode schreibt nur vor, wie lang der Rock ist und wie der Schuh aussieht und ob dein Hütchen klein oder groß sein soll. Aber das, was ich meine, liegt ein Stodwerk höher. Wenn du ein Kleid aus dem Jahr 1905 anziehst, drehen sich die Leute auf der Straße nach dir um, das ist nicht besonders angenehm. Dagegen die Dinge, die ich meine, tragen dir weder viel Ruhm ein, noch viel Tadel. Wenn du braungebrannt in die Stadt kommst, sagt vielleicht jemand: Teufel, sehen Sie schön braun aus! Liegt dir etwas daran, daß der läppiiche Jemand deine Bräune lobt? O nein, sondern du willst eben einfach braun werden. Nicht damit man dich mehr liebt, oder damit du leistungsfähiger wirst — denn du willst ja kein Geschäft damit machen, weder eins in Rüßen, noch eins in Mark und Pfennig, nicht einmal ein Geschäft in Eitelkeit, denn auch vor dir selber schaut nichts dabei heraus, das hast du selbst vorhin gesagt. Wenn du in der Sonne liegst und diesen Panzer von Hitze um dich spürst, denkst du nicht: wie gesund! — und nicht: wie wonnig! — sondern nur: ich werde braun! und das ist eigentlich wie ein ganz leises Röcheln, über deine Dummheit oder deine Schläuheit oder beides zugleich. Du tust es, weil niemand weiß, daß du Rumpelstilzchen heißt. Und daß alle tust und daß alle Rumpelstilzchen heißen, macht die Sache nur lustiger. Habe ich nicht recht?“

Das Mädchen antwortete nicht. Ich glaubte aber, in ihrer Haltung etwas Zustimmung zu entdecken. So fuhr ich fort: „Freilich möchte ich wissen, weshalb gerade das Sonnenbraun so in Gunst steht. Ist es ein Zeichen von Romantik, ein Zurück zur Natur — denn sonnenverbrannt ist allerdings der Landarbeiter. Oder ist es das gerade Gegenteil: eine Künstlichkeit mehr, eine Maske? Versteh mich recht, du bist doch kein Kind dieser Nussbaum- und Dorfstrasse hier, sondern dich hat die Stadt als eine gesunde und gesunde Frucht ihres steinernen Leibes großgezogen, und in der Stadt fängt das an, was man stilisieren nennt. Wer in der Stadt arbeitet, der tut nicht nur das Werk seiner Hände, sondern er stilisiert sich, ob er will oder nicht, zum „Arbeiter“ in Gänsefüßchen. Was dich betrifft, du arbeitest ja nicht viel, aber du stilisierst dich auch als Frau und als städtischen Nichtstuer, immer in Gänsefüßchen. Die Gänsefüßchen sind das, was ein Stodwerk höher ist als die Mode. Dieser Zwang oder, wie wir es genannt haben, und sie bedeuten in unserer Zeit, daß man sich versteckt, daß man sich nicht anmerken läßt: ich bin müde, ich bin ein schwaches Weib, ich

bin ein nervöser Großstädter. Sondern man tut, auch im gewöhnlichen Leben, als wäre man auf einem Maskenfest; jeder soll glauben, hier sind lauter lustige, unbeschwerte Geister, und jeder soll insgeheim wissen, daß es sehr verschiedene Menschen sind, bedrückte, nachdenkliche, kranke und solche von toller Gesundheit. Aber niemand darf zeigen, daß er es weiß —“

Hier brach das Mädchen in einen Seufzer aus und wandte mir den Blick zu, den nur die Matrosenmütze etwas beschattete. Ich muß sagen, der Seufzer machte mich stolz. „Nicht wahr?“, fragte ich.

Das schöne und moderne Mädchen jedoch dehnte sich nur und fragte: „Was? Hast du etwas gesagt?“ Indem sie in einer zarten Höflichkeit den Kopf in meiner Richtung hob, entstand in ihrem gebräunten Gesicht wieder das sonnige Glänzen und ich hatte, ich weiß nicht wie, den überwältigenden Eindruck, daß sie nicht nur schön und modern war, sondern zum Überfluß auch noch klug. Sie legte sich zurück und sagte langsam und stodend, wie man ein Geheimnis ausspricht: „Ich werde ein ganz gleichgültiges — zufriedenes — tropfendes Tier.“

W. G. S.

Babusjka stirbt.

Sibirische Dorfgeschichte von Victor Mervig.

Artabi Timofejewitsch saß wie gewöhnlich auf der Bank vor seinem Hause, wo er schon seit Jahrzehnten zu sitzen pflegte, denn er war sehr alt, und der Bart hing ihm schneeweiß bis auf den Gürtel.

Es war sonst alles wie immer gewesen, auch heute. Die Gänse watschelten zum Fluß, das Vieh wurde dorthin zur Tränke getrieben, und die Weiber schleppten Wasser von dort. Ein und wieder blieb auch wohl jemand von seinen Bekannten bei ihm stehen, um ihm die letzten Dorfneuigkeiten zu erzählen, aber Fjocka Sergejewna war nicht darunter gewesen, schon seit zwei Tagen nicht. Das verstieß nun allerdings gegen die Ordnung und wunderte ihn.

„Ach, da lief ja gerade Grischa, ein Enkel der Alten, vorbei. „Ei, Grischa“, rief er den Kleinen an, „was ist denn mit der Babusjka (Großmutter) los?“

„Babusjka stirbt“, antwortete der Knabe vergnügt und lief weiter.

„So, so, also auch sie, die Letzte aus „seiner“ Zeit! Stirbt —, also tot war sie noch nicht, da sollte man doch eigentlich . . .“

Er erhob sich und ging, schiver auf seinen Stod gestützt, langsam, langsam, Schritt vor Schritt, über die breite Dorfstraße. Endlich erreichte er das Haus, in dem Fjocka Sergejewna bei ihrem Sohne wohnte, er betrat die Küche und befreugte sich vor den Heiligbildern in der Fensterecke. Stille war hier, nur die Fliegen summteten umher.

„Fjocka Sergejewna, bist Du hier?“ fragte der Alte.

„Ein, wer ist da?“ Ein runzeliges altes Gesicht erschien hoch oben auf der Betischka, dem Backofen. „Artabi Timofejewitsch, ist es möglich?“

„Ja, ich bin es, aber was ist denn mit Dir geschehen?“

„Ich sterbe“, war die kurze Antwort.

„Pfu, etwas früh, scheint mir.“

„Wieso“, beehrte die Alte auf, „bin ich nicht schon über 90?“

Da wird es doch Zeit, daß ich sterbe, das sagen alle im Hause.“

„So, so“, der Alte kannte solche Wünsche der Nachkommenchaft aus Erfahrung, „und warum glaubst Du, daß Du sterben wirst?“

„Nun, mir ist so. — Aber seh’ Dich doch und nimm ein Schnäpschen. Der Samogonka steht auf dem Tisch.“

Artabi Timofejewitsch hatte das bereits festgestellt. „Gern, gern, Fjocka Sergejewna, aber Du weißt doch, ich kann mir nicht selbst einschenken, meine Hände zittern so, da müßtest Du mir schon helfen.“

„Ich kann doch nicht, ich sterbe!“

„Schade, schade, der Samogonka scheint diesmal besonders gut geraten zu sein.“

„Ja, wenn Vater Iljodor mir nicht schon die letzte Ölung gegeben hätte . . . Aber so wäre es Sünde, noch vom Sterbelager aufzustehen.“

„Wieso Sünde? Wenn Du schon die letzte Ölung erhalten hast, bist Du doch so gut wie tot, und Tote können nicht sündigen.“

„Genau genommen hast Du recht, ich will ja auch nur Gutes tun und Dir helfen.“ Leichtlich gemandt turnte Fjocka Sergejewna vom Ofen herunter, setzte sich zu ihrem alten Freunde und schenkte ein.

„Auf Dein Wohl, Fjocka Sergejewna!“ sagte der, erhob das Glas zu den Lippen, leckte es aber, ohne getrunken zu haben, wieder auf den Tisch: „Weißt Du, eigentlich müßtest Du mir doch Bescheid tun, wenn ich auf Dein Wohl trinke.“

„Du bist wohl verrückt, Artabi Timofejewitsch“, murzte die Alte wütend und liebäugelte dabei mit der Flasche, „Sünde, Sünde!“

„Aber wenn Du doch so gut wie tot bist!“
 „Versucher, versuchter Versucher!“ schnob ihn die Alte an,
 aber plötzlich stand doch ein gefülltes Gläschen vor ihr.
 „Also auf dein Wohl, Babuschka!“
 „Danke, Deduschka (Großvater)!“
 Der Inhalt der Gläser verschwand.
 „Au“, der Alte legte sich behaglich die Oberlippe, „es
 könnte doch nichts schaden, wenn wir noch ein Gläschen trinten
 würden, meinst Du nicht? Auf einem Bein kann der Mensch
 nicht stehen.“

Ein Gebraun war die Antwort, aber die Gläschen wurden
 gefüllt und waren bald wieder leer. —

„Eine gute Gottesgabe, Babuschka.“

„Ja, eine gute Gottesgabe, Deduschka, aber jetzt ein Gläschen
 auf Dein Wohl.“

„Reinnetwegen!“

„Weiter“ wurde nicht gezählt. Als jedoch Artadi Timosejewitsch
 aufstehen wollte, um nach Hause zu pilgern, wurde ihm das merkwürdig
 schwer, denn die Flasche war mittlerweile leer geworden.

Da half nichts, die Tote mußte den Lebenden stützen und
 führen. Und so zogen sie denn Arm in Arm durch das Dorf. Da
 sie beide recht lustig waren, sangen sie das schöne und sehr traurige
 Lied vom „Stenka Rasin“. Daß sie nicht immer die gerade Richtung
 einhielten, sondern in merkwürdigen Schlangenwindungen sich
 fortbewegten, lag unbedingt nur an ihrem hohen Alter. —

Als am anderen Tage Artadi Timosejewitsch wieder auf
 seiner Bank saß und das Dorfleben an sich vorüber ziehen ließ,
 fehlte nichts an dem Gewohnten, denn auch Ziolla Sergejewna
 klapperte wieder mit ihren Eimern vorüber.

„Babuschka“, rief er sie an, „ich denke, Du stirbst?“

„Wart! noch ein Weilchen! Ich habe mir die Sache überlegt,
 ich bin doch noch nicht alt genug. Ich will die Hundert erst voll-
 machen.“

Und der Alte nickte einverstanden, er war zufrieden.

Rebhuhn-Geschichtchen.

Das Rebhuhn, das ein Feinschmecker den „König der Ebenen“
 nannte, ist bei der jetzt wieder beginnenden Jägerzeit sozusagen
 die Primadonna, der sich die besondere Aufmerksamkeit der Jäger
 zuwendet. Und bei uns, wie auch in England und Frankreich,
 lauten diesmal die Nachrichten vom „Kriegsschauplatz“ günstig,
 denn die Rebhühner, die in den letzten Jahren so zurückgegangen
 waren, daß man schon fast das Aussterben dieser einzigen boden-
 ständigen Feldhuhnart in Deutschland befürchtete, sind diesmal
 wieder in reichlicher Zahl zu finden, und man darf hoffen, daß sie
 sich wieder vermehren werden. Freilich, das sprichwörtliche
 „Toujours pertrix“ (alle Tage Rebhuhn) dürfte wohl niemals
 wiederkehren, denn so wonnelame Zeiten wie etwa der Herbst 1860,
 da das Pärchen nur 30 Pfennig kostete, blühen wie des Lebens
 Mai höchstens einmal in einem Jahrhundert, und die moderne
 Entwicklung des Landbaues bietet dem schüchternen Tier, das
 außer den Menschen so viele natürliche Feinde besitzt, nicht mehr
 die Möglichkeit zur ungehinderten Vermehrung. Aber immerhin
 ist das Rebhuhn in diesem Jahr kein unerschwinglicher Leder-
 biß, und wir brauchen uns von den Worten seines Gemüses
 nicht nur durch Hörenlagen zu überzeugen. Die Urheimat des
 Rebhuhns dürfte am Schwarzen Meer zu suchen sein. Schon
 bei den Griechen galt sein Fleisch als besonders zart, und immer
 wieder ist als die Eigenart dieses Bratens hervorgehoben worden,
 daß er sehr saftreich ist, ohne fett zu sein, weshalb der Kochkünstler
 durch das wohlthätige Sped-Kleidchen, das er dem Vogel anlegt,
 etwas nachhilft. Pythagoras, der griechische Weise, erwählte
 das Rebhuhn, als er die Frage aufwarf, ob es erlaubt sei, ein
 wehrloses Tier zu töten. Ein Feinschmecker erwiderte ihm: „zweifel-
 los ist es mein gutes Recht, ein Rebhuhn zu erlegen, da es so
 gut schmeckt“. Bei den Römern wurde dieser Braten in der Zeit
 der größten Tafelschwelgereien beliebt, als der große Fresser
 Vitellius auf dem Kaiserthron saß. Auf den Landgütern Karls
 des Großen erscheint das Rebhuhn neben dem Pfau und dem
 Fasan hauptsächlich als Ziervogel; in den süddeutschen Kloster-
 kichen des 11. Jahrhunderts diente es neben jenen beiden Vögeln
 und dem Schwan als Hauptgang bei Prunt- und Festessen, und
 später gilt es in verschiedenen Landschaften als „Fürstenvogel“,
 dessen Abschluß nur den höchsten Herrschaften gestattet war. Nach
 Skandinavien kam das zierliche braungefiederte Tierchen erst im
 17. Jahrhundert.

König René der Gute von Anjou, der die Mustateller-Traube
 nach der Provence brachte, führte dort auch das Rebhuhn ein
 und huldigte ihm nicht nur mit der Zunge, sondern auch mit dem
 Pinsel. Es wird erzählt, daß dieser friedliche Herrscher, als man
 ihm den Verlust seiner Krone meldete, grade ein Rebhuhn malte,
 und er ließ sich durch diese Nachricht in der Verberlichung des
 Tiedchens nicht stören. Andere größere Künstler, so Rembrandt,
 haben später die feine Farbenschntheit des Rebhuhngefieders

meisterhaft wiedergegeben. Die Virtuosen der Tafel vertieften
 sich dann in alle Feinheiten im Geschmack der verschiedenen Reb-
 huhnarten. Das rote Rebhuhn ist der Stolz Südrankreichs,
 wo jene köstlichen geträffelten Pasteten aus ihm bereitet werden.
 In Deutschland galten die sächsischen, in Österreich die böhmischen
 Rebhühner als die besten. Der „Soldatenkönig“ Friedrich Wilhelm I.,
 der sonst berebere Kost liebte, hatte es im Rebhuhn-Essen so weit
 gebracht, daß er die Heimat dieses Wildes schon nach dem ersten
 Bissen mit Sicherheit erkannte und genau angeben konnte, ob
 es aus Preußen, aus der Mark oder aus Cleve stamme. Ferdinand I.
 von Österreich rühmte sich, daß er herauszuschmecken wisse, ob der
 Vogel auf der Jagd erlegt oder erst nach mehrtägiger Gefangen-
 schaft getötet worden sei. König Franz I. von Frankreich, der ein
 ebensolcher Liebhaber der Frauen, wie der guten Gerichte war,
 benutzte einmal seine Lieblingspeise, um seinem Beichtwater
 eine kleine Lehre zu geben. Dieser machte ihm heftig Vorwürfe,
 daß er seiner Gemahlin nicht treu sei, sondern so oft seine Freundin-
 nen wechselte. Der König ließ ihm daraufhin Tag für Tag Reb-
 hühner vorsetzen, als er sich nach einigen Wochen bei dem Vater
 danach erkundigte, wie ihm sein Essen schmede, erwiderte dieser:
 „Rebhuhn schmede ja sehr gut, aber „immer Rebhuhn“ sei uner-
 träglich. Darauf erwiderte der Herrscher, er werde wohl nun auch
 mehr Verständnis dafür aufbringen, daß man bei allen guten
 Dingen die Abwechselung liebe. Daher kommt das Sprichwort:
 „Toujours pertrix!“ Voltaire gewann einmal mit einer Rebhühner-
 pastete die Herzen der widerspenstigen Schauspieler, die nach der
 Erstaufführung seines Dramas „Zaire“ auf seine Abänderungs-
 vorschläge nicht eingehen wollten. Er lud sie zu einem Festessen,
 bei dem er ihnen eine Rebhühner-Pastete vorsetzte. Als diese
 aufgeschnitten wurde, erblickte man darin 12 Vögel, die in ihren
 Schnäbeln Bettel hielten, auf denen die Rollen-Änderungen
 verzeichnet standen. Diese wohlschmeckende Anspielung stimmte
 die Schauspieler um, sodaß sie sich bereit erklärten, ihre Rollen
 umzuändern. Der Schauspieler Dominico sah einmal auf der
 Tafel des Königs, bei dem er Audienz hatte, eine Schüssel mit
 Rebhühnern aus purem Gold. Als er sie mit gierigen Blicken
 verschlang, befaß der Herrscher, dem Künstler die Schüssel zu
 reichen. „Wie, Sire“, rief der schlaue Mime erfreut, „die Reb-
 hühner auch!“ Worauf der König, der den Witz verstand, lächelnd
 sagte: „Ja, und die Rebhühner auch!“ So kam der Schauspieler
 zu einer kostbaren Gabe.

Welt u. Wissen

Kann man das Nordlicht hören? Die viel erörterte
 Frage, ob das Nordlicht gehört werden kann, ist von dem
 Astrophysischen Observatorium zu Victoria in Britisch-
 Columbien geprüft worden. Mitglieder der kanadischen
 berittenen Polizei, die ihren Dienst im Polarkreis tun,
 Missionare, Händler und zahlreiche andere Personen, die
 das Nordlicht lange Zeit beobachtet haben, wurden gebeten,
 ihre Erfahrungen mitzuteilen. Im ganzen gaben 144 Per-
 sonen an, daß sie bestimmte Töne bei Erscheinungen des Nord-
 lichtes vernommen haben. „Die meisten Berichte“, heißt es
 in der Mitteilung des Observatoriums, stammen von Leuten,
 deren Intelligenz, Zuverlässigkeit und Wahrheitsliebe außer
 Zweifel steht. Sie geben übereinstimmend an, daß die Töne
 verhältnismäßig selten im Zusammenhang mit dieser Him-
 melserscheinung zu hören sind aber aus der Genauigkeit und
 Festigkeit ihrer Erklärung geht zweifellos hervor, daß deut-
 lich vernehmbare Töne immer wieder beim Nordlicht auf-
 treten. Die Mehrzahl der Beobachter schildert diese Laute
 als Geräusche, die einen zischenden, raschelnden oder knatternden
 Charakter haben.“

Neue Pyramidenfunde. Eine große und sehr schöne
 Mastaba, ein Grab der Pharaonenzeit, das für den Ober-
 priester des Ptah zu Memphis errichtet worden war, wurde
 von einer amerikanischen Grabungsgesellschaft des New
 Yorker Metropolitan-Museums zu Kisch in Oberägypten
 freigelegt. Das Grab, das nicht weniger als 296 in den Kalt-
 stein gemeißelte und blau gefärbte Spalten von Hiero-
 glyphen-Texten aufweist, wurde an der Stätte der Pyramiden
 der beiden ersten Könige der 12. Dynastie aus der Zeit um
 2000 vor Christi gefunden. Der Name des Bewohners dieser
 prächtigen Grabstätte ist Senwosret-Anth. Ein anderer
 Pyramidenfund glückte dem ägyptischen Forscher Prof. Selim
 Hassan, der im Auftrag der Ägyptischen Universität die
 Gräber der sieben Söhne des Chephren, des Erbauers der
 zweiten Pyramide von Gizeh, freilegte; dieser Pharaos hatte
 die Tochter des Cheops geheiratet, und die Gräber seiner
 Söhne fanden sich ostwärts von seiner Pyramide zu Gizeh.
 Hassan entdeckte auch das unberührte Grab eines hohen
 Würdenträgers der 5. Dynastie aus der Zeit um 2500 vor
 Christi.